

Christine Hannemann · Nicola Hilti · Christian Reutlinger

Wohnen

Zwölf Schlüsselthemen sozialräumlicher Wohnforschung

Christine Hannemann
Nicola Hilti
Christian Reutlinger

Wohnen

Zwölf Schlüsselthemen sozialräumlicher Wohnforschung

Fraunhofer IRB Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

ISBN (Print): 978-3-7388-0512-3

ISBN (E-Book): 978-3-7388-0513-0

Satz, Layout, Herstellung: Gabriele Wicker

Druck: Offizin Scheufele Druck & Medien GmbH + Co. KG, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk ist einschließlich aller seiner Teile urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die über die engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes hinausgeht, ist ohne schriftliche Zustimmung des Fraunhofer IRB Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen sowie die Speicherung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Warenbezeichnungen und Handelsnamen in diesem Buch berechtigt nicht zu der Annahme, dass solche Bezeichnungen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und deshalb von jedermann benutzt werden dürfen.

Sollte in diesem Werk direkt oder indirekt auf Gesetze, Vorschriften oder Richtlinien (z. B. DIN, VDI, VDE) Bezug genommen oder aus ihnen zitiert werden, kann der Verlag keine Gewähr für Richtigkeit, Vollständigkeit oder Aktualität übernehmen. Es empfiehlt sich, gegebenenfalls für die eigenen Arbeiten die vollständigen Vorschriften oder Richtlinien in der jeweils gültigen Fassung hinzuzuziehen.

© Fraunhofer IRB Verlag, 2022

Fraunhofer-Informationszentrum Raum und Bau IRB

Nobelstraße 12, 70569 Stuttgart

Telefon +49 7 11 9 70-25 00

Telefax +49 7 11 9 70-25 08

irb@irb.fraunhofer.de

www.baufachinformation.de

Wie sich Wohnen ständig wandelt – eine wohnsoziologische Darlegung von Christine Hannemann

»Ist Wohnen ein Geschäft? Ist es ein Teil der Daseinsfürsorge? Ist es ein common, ein Gut der Allgemeinheit? Ist es Lifestyle? Ist es Schutzraum? Ist es Schauraum? Was ist mit dem Wohnen los?« (Dell 2013: 10)

Dieser Beitrag gibt einen Überblick über aktuelle Entwicklungen des Wohnens aus soziologischer Perspektive. Zunächst wird das Bedeutungsfeld *Wohnen* im deutschsprachigen Raum skizziert. Danach werden, ausgehend von soziologischen Zeidiagnosen, zentrale Aspekte des Wandels des Wohnens erläutert. Ein Fokus wird dabei das Spannungsfeld von analoger Behälterexistenz und digitaler Lebenspraxis sein. Zur aktuellen Diagnose zum Wohnen gehört die Tatsache, dass dieser Lebensbereich durch eine Vielzahl an Problemen gekennzeichnet ist: zu teuer, zu wenig flexibel, zu unsicher. Ohne Frage, die *Wohnungsfrage* ist die *soziale Frage* der Gegenwart (Beck; Reutlinger 2019; Schönig; Vollmer 2020; Matzig 2021). Vieles davon ist wohnungspolitisch bedingt und bedarf einer eigenen Darstellung. Um den Umfang dieses Beitrages nicht zu sprengen, werde ich nicht auf die Jahrzehntelangen Versäumnisse in der Wohnungsfrage durch Politik, Wirtschaft und Wissenschaft eingehen. Ich werde mich auf die Entwicklungen fokussieren, die mit dem sozialen Wandel und der Digitalisierung verbunden sind.

Wohnen – eine Lebenspraxis aus vielen Perspektiven

Die soziale Lebenspraxis *Wohnen* ist äußerst vielfältig und wird von zahlreichen Fachrichtungen thematisiert, die dann wiederum mit unterschiedlichen Wohnbegriffen arbeiten. Auch ein Blick ins etymologische Wörterbuch zeigt, welch breites Bedeutungsfeld im Wort *Wohnen* angelegt ist: Abgeleitet wird es von dem althochdeutschen Verb *wonēn*. Seine Urbedeutung ist *gern haben, wünschen*. In Bedeutung und Gebrauch kommen darüber hinaus noch die Elemente des Behaglichen beziehungsweise Geruhsamen hinzu. Des Weiteren ist das so wichtige *Zufriedensein* mit dem Ablaut *sich gewöhnen* und *gewohnt sein* liiert. Mit *wohnen* wird immer verdeutlicht, wo der Mensch *verweilt, sich aufhält*, seine persönliche Ortsbindung, also *seinen Wohnsitz*, hat und in welcher regionalen oder städtischen Umgebung diese Wohnstätte liegt. Etymologisch lassen sich all diese Herleitungen auf die Bedeutung *gern haben, wünschen* zurückführen (Grimm; Grimm 1971). Eine bis heute berühmte, phänomenologisch orientierte Bestimmung des Wohnens, die auch auf einer etymologischen Herangehensweise beruht, stammt vom Philosophen Martin Heidegger:

»Was heißt nun Bauen? Das althochdeutsche Wort für bauen, *>buan<*, bedeutet Wohnen. Dies besagt: bleiben, sich aufhalten. [...] Die Art, wie du bist und ich bin, die Weise, nach der wir Menschen auf der Erde sind, ist das Buan, das Wohnen. Mensch sein heißt: als Sterblicher auf der Erde sein, heißt: wohnen.« (Heidegger 1952: 73) Heidegger leitet aus dem Wort *buan* unser heutiges Wort *bin* ab. Der Autor beschreibt nachfolgend das Wohnen nicht als eine Tätigkeit unter anderen, sondern als die Seinsweise des Menschen auf der Erde.

Wohnen, so wird hier auch aus philosophischer Sicht deutlich, bildet ein elementares Erfordernis des Menschen und beruht auf den anthropologischen Grundbedürfnissen, wie Sicherheit, Schutz, Geborgenheit, Kontakt, Kommunikation und Selbstdarstellung. Gleichzeitig ist das Wohnen wie auch seine Formen (siehe Infokasten *Wohnformen*) einem ständigen Wandel unterworfen und weist sehr unterschiedliche Ausprägungen auf: regional, sozial, individuell. Wie die Grundbedürfnisse befriedigt werden, verändert sich im historischen Maßstab ebenso wie für jeden Menschen im Laufe seines Lebenszyklus. Gleichwohl ist eine Wohnung (respektive ein Haus) für die meisten Haushalte der sozialräumliche Lebensmittelpunkt. Sie (beziehungsweise es) beeinflusst den Alltag von Familien, die individuellen Entfaltungsmöglichkeiten, die Sozialisationschancen von Kindern, Gesundheit und Wohlbefinden. Im Wohnen manifestiert sich der soziale Status. Lage und Standort (Viertel, Straße), Gebäudetyp (Villa, Mietshaus), Wohnumfeld sowie Architektur bilden immer auch die gesellschaftliche Stellung der Bewohnerinnen und Bewohner ab. Das Bürgertum im 19. Jahrhundert residierte beispielsweise in Landhäusern und Villen oder bewohnte die *Beletage* der Bürgerhäuser. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde in der Bundesrepublik Deutschland das Eigenheim neben dem Auto zum wichtigen Statussymbol. Dagegen bedeutet bis heute der Verlust der Wohnung – die Obdachlosigkeit – einen fatalen sozialen Abstieg, tendenziell verbunden mit einer generellen Ausgrenzung aus der Gesellschaft. Und es existieren, gesellschaftlich unhinterfragt, mitten in Deutschland *Wohnformen*, die völlig aus den bürgerlichen Wohnvorstellungen herausfallen, wie beispielsweise die Massensammelunterkünfte für Leiharbeiterinnen und Leiharbeiter in der deutschen Schlachtindustrie.

Angesichts der skizzierten Zusammenhänge zwischen Wohnen und gesellschaftlichen Entwicklungen ist dann zu fragen: Was gilt eigentlich als Wohnung? Die Antwort auf diese Frage findet sich für Deutschland im *Bewertungsgesetz* (BewG). Danach ist eine Wohnung, als eine Ansammlung von mehreren Räumen, juristisch wie folgt definiert: »Eine Wohnung ist die Zusammenfassung einer Mehrheit von Räumen, die in ihrer Gesamtheit so beschaffen sein müssen, dass die Führung eines selbständigen Haushalts möglich ist. Die Zusammenfassung einer Mehrheit von Räumen muss eine von anderen Wohnungen oder Räumen, insbesondere Wohnräumen, baulich getrennte, in sich abgeschlossene Wohneinheit bilden und einen selbständigen Zugang haben. Außerdem ist erforderlich, dass die für die Führung eines selbständigen Haushalts notwendigen Nebenräume (Küche, Bad oder Dusche, Toilette) vorhanden sind. Die Wohnfläche muss mindestens 23 Quadratmeter (m²) betragen.« (§ 181 Abs. 9 BewG) Allerdings zählt im bundesdeutschen Melderecht, also im Bundesmeldegesetz, »jeder umschlossene Raum, der zum Wohnen oder Schlafen benutzt wird« (§ 20 BMG) als Wohnung. Damit fallen beispielsweise auch möblierte Zimmer oder überwiegend ortsfeste Wohnwagen unter den Wohnungsbegriff.

Wohnformen – eine kurze Übersicht

Der Begriff *Wohnform* beschreibt die spezifische Ausprägung der sozialen und räumlichen Praxis des Wohnens. Die *Wohnform*, als »Art und Weise des (Zusammen-)Wohnens« definiert sich dabei als Verknüpfung von sozialer Haushaltsstruktur mit der Bauweise bewohnbarer Einheiten (Wortbedeutung 2021). Im Kontext des Wohnens kann *Wohnform* auch synonym als *Lebensform* bezeichnet werden.

Bewohnbare Einheit	Art des Zusammenlebens
› Einfamilienhaus › Reihenhaus › Etagenwohnung	› Kernfamilie › Ein- bis Mehrpersonenhaushalte
› Mehrgenerationenhaus	› mehrere Kernfamilien und Ein- und Zweipersonenhaushalte
› Flurwohnung	› alle Haushaltsformen
› Appartementhaus	› Ein- und Zweipersonenhaushalte
› Wohnheim › Ferienhaus › Boarding House	› temporäres Wohnen › nomadisches Wohnen
› Seniorenwohnheim › barrierefreie Wohnung	› überwiegend Ein- und Zweipersonenhaushalte
› Cluster-Wohnung › Kloster › Wohnheim › Baugruppe	› Gemeinschaftswohnen von Einpersonen- bis hin zu Mehrpersonenhaushalten

Wohnen als soziales Phänomen wird seit dem 19. Jahrhundert gesellschaftlich verhandelt. Davor dominierte ein physisch-räumlicher Diskurs, der vor allem in der Architekturtheorie geführt wurde, hier als Subdisziplin der Kunstgeschichte, der Stilkunde. Wohnen wird als soziales Phänomen mit bestimmten sozialhistorischen Vorstellungen wie gleichzeitig auch mit physisch-räumlichen Leitbildern verbunden. Dementsprechend handelt es sich um eine alltägliche Lebenspraxis, die mit der Entstehung des Wohnungswesens im 20. Jahrhundert explizit nicht mit der Erwerbsarbeit verbunden war. Dass Wohnen immer auch *Arbeit* bedeutet, vor allem in Form von Hausarbeit, die zudem überwiegend von Frauen geleistet wird, ist seit Jahrzehnten (z. B. Lischek 1981; Dörhöfer; Terlinden 1987; Terlinden 1990) unter dem Fachbegriff *Feministische Stadtkritik* attestiert, findet aber nach wie vor wenig Aufmerksamkeit. Wohnen ist und bleibt eine alltagspraktische Interaktion, die auf gesellschaftlichen Normen und Strukturen basiert und diese zugleich (re-)produziert: »*Feministische Stadtkritik* reflektierte die Erkenntnis, dass unsere Städte alles andere als geschlechtsneutral konstruiert sind. Annahmen über die Geschlechter und deren Rollen gingen und gehen in ihre Gestaltung ein, werden buchstäblich versteinert oder betont und machen sich wiederum als Voraussetzungen geltend, unter denen Geschlechterbeziehungen ausgehandelt werden.« (Frank 2004: 212)

Vorstellungen vom und Leitbilder zum Wohnen in Deutschland lassen sich in der deutschen Sprache ganz wunderbar mit dem Begriff *Gemütlichkeit* zuspitzen. »*Dabei gilt Gemütlichkeit als spezifisch deutsch, auch wenn zumeist offen bleibt, was damit genau gemeint ist. [...] In der alltäglichen Lebensspraxis und Lebensumwelt spielt »Gemütlichkeit« eine wichtige Rolle, die weit über die klischeehaften Verdichtungen auf die kleinbürgerliche und die »deutsche Gemütlichkeit« hinausgeht.*« (Schmidt-Lauber 2003: 9) In einer kulturwissenschaftlichen Studie untersuchte Schmidt-Lauber zur letzten Jahrhundertwende, was 65 Menschen zwischen 14 und 92 Jahren, die in Deutschland lebten und unterschiedliche Berufe ausübten, mit diesem Begriff verbanden. Konkret gaben sie Auskunft darüber, was *Gemütlichkeit* für sie bedeutete, welche Situationen oder Ereignisse sie »*gemütlich*« fanden, wie sie es sich »*gemütlich machen*« und welche Gefühle damit einhergingen (Schmidt-Lauber 2003).

Die Ergebnisse zeigten, dass das, was die/der Einzelne gemütlich fand, zwar individualisiert wahrgenommen wurde, aber auch große Überschneidungen mit den Angaben der anderen Befragten aufwies. Typischerweise wurden folgende Begriffe und Situationen mit Gemütlichkeit assoziiert: Wärme, Kerze, Kamin, Sofa und Kissen, ein Essen mit Freundinnen und Freunden, Kuscheln mit den Kindern, Frühstück im Bett. Darüber hinaus konstatierte Schmidt-Lauber, dass ihre Gesprächspartnerinnen und -partner, die sie zur Gemütlichkeit befragte, immer wieder von Geborgenheitsgefühlen sprachen. Dies kam so häufig vor, dass sie folgerte: »*Geborgenheit – dieses grundlegende Charakteristikum für Gemütlichkeit – beschreibt eine zweifellos allgemein verbreitete Bedürfnislage, wenn nicht ein Grundbedürfnis, das sich räumlich und sozial vermittelt [...].*« (ebd.: 62) Der biografische Zeitpunkt der Kindheit bildet dabei eine auffällige Bündelung als besondere Situation des Umsortgwerdens. Ein Klassiker an Gemütlichkeitserinnerungen war das abendliche Vorgelesen bekommen.

Wohnsoziologische Zeitdiagnose

Gemütlichkeit als eine emotionale Metapher für Wohnbedürfnisse im deutschsprachigen Kontext ist eine Zielgröße, die quasi den *Basso continuo* des Themas bildet, während die nachfolgend skizzierten Prozesse auf die Analyse der sich im sozialen Wandel befindlichen wohnrelevanten Parameter abzielen. Es handelt sich um das Angebot einer Zeitdiagnose oder auch Gegenwartsdiagnose, als ein Genre soziologisch inspirierter Analysen, das darauf ausgerichtet ist, zugespitzt und vereinfachend grundlegende Charakteristika der jeweils gegenwärtigen sozialen und gesellschaftlichen Entwicklung herauszuarbeiten. Es sind summarisch-analytische Deutungen, die sich auf bestimmte nationalstaatlich verfasste Gesellschaften oder zeitlich eng umgrenzte Schlüsselereignisse in ihnen beziehen. Ein Schlüsselereignis in der deutschen Gesellschaft war beispielsweise die friedliche Revolution in der DDR. Im Rahmen der Wohnungsfrage wiederum kann die Abschaffung der Wohnungsgemeinnützigkeit 1989 als Schlüsselereignis bezeichnet werden. In der zusammenfassenden Darstellung von wohnrelevanten Prozessen des sozialen Wandels sollen Veränderungen innerhalb einer Gesellschaft und darüber hinaus identifiziert werden. Im Wörterbuch der Soziologie von 2007 charakterisiert der Soziologe Karl-Heinz Hillmann den *sozialen Wandel* inhaltlich als »*Veränderung der quantitativen und qualitativen Verhältnisse und Beziehungen*

zwischen den materiellen und normativ-geistigen Zuständen, Elementen und Kräften in einer Gesellschaft, einem Kulturkreis und zunehmend auch im weltgesellschaftl. [sic!] Zusammenhang (953). Der Ausweis sozialer Wandlungstendenzen richtet sich in der Zeit- und Gegenwartsdiagnostik nicht nur an interdisziplinäre Diskurse, sondern gerade an die massenmediale und politische Öffentlichkeit und beschränkt sich nicht auf kleinteilige empirische Nachweise; thematisiert wird das gesellschaftliche Ganze (Dimbath 2016: 137f.).

Ich werde nachfolgend in einem relativ skizzenhaften Durchgang Schlagworte der soziologischen Zeitdiagnose, die für das Wohnen relevant sind, summieren. Als soziohistorischen Ausgangspunkt rufe ich hier die Zeit der Industrialisierung (in Deutschland) auf, weil in deren kritisch-sozialer Revision unsere heutigen Wohnvorstellungen geprägt und vor allen Dingen Strukturen, Dispositionen und rechtliche Bedingungen entwickelt worden sind, die das Wohnen bis heute sozialstaatlich bestimmen. Erinnert sei an die sozialen Folgen der Innovation durch die Dampfmaschine, die als sogenannte wissenschaftlich-technische Revolution wesentlich zur Herausbildung des modernen Wohnens beigetragen hat. Das Wesentliche ist hier die Entstehung des *Idealtypus des modernen Wohnens*.

Die katastrophalen Wohnverhältnisse zur Zeit der Industrialisierung haben die Diagnose der Wohnungsnot hervorgebracht und dazu geführt, dass sich der *Wohnungsbau*, der *soziale Wohnungsbau* oder in Wien der *Gemeindewohnungsbau* als feste Institutionen des 20. Jahrhunderts entwickelt haben. Kennzeichnend für diese Entwicklung ist die Wohnungspolitik als Kern der Sozialpolitik, die im 19. Jahrhundert Gegenstand der Sozialpolitik wurde. Die Implementation dieser ganzen Diskurse in reale Wohnungspolitik erfolgte nach dem Zweiten Weltkrieg, wobei für Deutschland (wie auch für Österreich) die 1920er- und 1930er-Jahre ganz zentral waren.

Die heutige Vorstellung vom Wohnen hat sich erst mit der Urbanisierung und Industrialisierung, also seit der Entstehung der modernen nationalstaatlich verfassten Gesellschaften, herausgebildet. Die Soziologen Häußermann und Siebel haben den *Idealtypus des modernen Wohnens* durch vier *spezifische Merkmale* (Häußermann; Siebel 2000) als Wandel von der vorindustriellen zur industriellen Gesellschaft charakterisiert, welche ich im Folgenden, ergänzt um ein weiteres Merkmal, ausführe.

Wohnen kennzeichnet die Trennung von der Erwerbsarbeit: Für das heutige Verständnis von Wohnen ist die Entwicklung außerhäuslicher Lohnarbeit – beginnend schon im Mittelalter – prioritär. In der vormodernen Lebensweise wurden Arbeiten und Wohnen nicht voneinander unterschieden. Erst mit der Herauslösung besonderer Tätigkeiten, die zudem noch an besonderen Orten organisiert wurden, bildete sich die Erwerbsarbeit heraus.

Wohnen ist blutsverwandschaftlich geschlossen: In der Regel wohnen bis heute Menschen zusammen, die blutsverwandtschaftliche Bindungen aufweisen, also meistens Familienangehörige. Ort der Familie ist die Wohnung (bzw. das Haus). Großfamilien mit Seitenverwandten, Groß- und Urgroßeltern oder Hausangestellte sind in westlichen Gesellschaften kaum noch anzutreffen. Der österreichische Historiker Otto Brunner hat diese Wohnform als vorindustrielle Lebensweise in idealisierter Weise mit dem Begriff *Ganzes Haus* als Selbstversorgungseinheit beschrieben, in der der Haushalt noch alle Lebensvollzüge in sich einschließt (Brunner 1956). Das Ganze Haus vereinigte unter einem Dach – häufig in den-

selben Räumen – Arbeit, Erholung, Schlafen, Essen und Beten, Gesinde, Kinder, Mann und Frau. Die materiellen und symbolischen Arrangements des modernen Wohnens separieren dagegen Funktionen und Personen. Die Zweigenerationenkernfamilie dominiert bis heute das Wohnleitbild.

Wohnen bedeutet Privatheit und Intimität: »Die Auslagerung produktiver Funktionen aus dem Haushalt in Markt, Staat und das System betrieblich organisierter Lohnarbeit sowie der Auszug von nicht oder nur entfernt verwandten Personen aus dem Haushalt schaffen im wirklichen und übertragenen Sinne erst Raum für die Kultivierung von Intimität. Es entfaltet sich die bürgerliche Privatsphäre, die räumlich als Wohnung, rechtlich als privater Verfügungsraum und sozialpsychologisch als Intimität gegenüber anderen abgegrenzt wird.« (Häußermann; Siebel 2000: 32) Der Soziologe Peter Gleichmann hat diesen Prozess als »Verhäuslichung sämtlicher leiblicher Vitalfunktionen« (Gleichmann 1976: 321) bezeichnet.

Infolge der Intimisierung wurden Scham- und Peinlichkeitsschwellen errichtet, die Körperllichkeit und Emotionalität aus der Öffentlichkeit weitgehend ins Private der Wohnung ausgesondert haben. Heute werden zentrale Praktiken des Lebens ganz selbstverständlich mit dem Wohnen verbunden: Erholen und Schlafen, Hygiene und Toilette, Essen, private Kommunikation und Sexualität. Aus sozialpsychologischer Perspektive liegt der Wert der Wohnung darin, Emotionalität, Soziabilität, Persönlichkeit und Individualität entfalten zu können.

Wohnen ist Ware: Juristisch gesehen wird eine Wohnung durch Kauf oder Miete erlangt. In besonderen Fällen, beispielsweise bei Asylsuchenden, Aussiedlerinnen und Aussiedlern aus dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion und Unterstützungsempfängerinnen und -empfängern, werden Wohnungen staatlich zugeteilt. Demgegenüber treten alternative beziehungsweise genossenschaftliche Wohnmodelle weit in den Hintergrund. Eine Reihe von rechtlichen Instanzen regelt dabei den Zugang zur Wohnung wie auch ihre Nutzung: Kaufverträge, Steuern, Mietrecht, Nachbarschaftsrecht und Hausordnungen.

Wohnen basiert auf Technik: Angesichts der in unserem Kulturkreis üblichen technischen Standards von Haus- und Haushaltstechnik und angesichts aktueller Entwicklungen im Zuge der gegenwärtigen technologischen Revolution, der Digitalisierung, kommt zurück-schauend ein weiterer Entwicklungsstrang hinzu, der implizit schon angelegt war, aber noch nicht als einzelnes Merkmal bestimmt wurde: die Technisierung des Wohnens (Hannemann 2014). Kein Gebäude, keine Wohnung funktioniert heute ohne »Heizung, Elektroinstallation, Wasser und Sanitärinstallation, Sicherheitstechnik sowie Satellitentechnik« (Leicht-Eckert 2010: 44). Rechtlich fixiert und gezwungen, sind in Deutschland nahezu alle Gebäude in irgendeiner Form leistungsgebunden. Darüber hinaus beeinflussen technische Entwicklungen Anforderungen und Standards des Wohnens. Beispielsweise hat die industrielle Lebensmittelkonservierung die privatwirtschaftliche Vorratshaltung deutlich erleichtert. Vormals gehörte die Lebensmittelkonservierung zu den Haupttätigkeiten im Haushalt. Mit dem Aufkommen der Konservierungsindustrie im späten 19. Jahrhundert wurde der private Haushalt vom mühsamen Pökeln, Dörren, Einkellern und Räuchern entlastet. Hitzesterilisierung und Gefriertechnik, Büchsen und neue Konservierungsmittel veränderten auch die Raumansprüche beim Wohnen: Speise- wie Räucherkammer und Vorratskeller verschwanden aus dem Standardgrundriss (Meyer; Schulze 1992).

Besonders markant als technische Entwicklung in ihren sozialen und räumlichen Auswirkungen auf das Wohnen war der Einzug des Fernsehers in die heimischen Wohnzimmer. Da dieser nunmehr der häusliche Abendgestaltung diente, wurde der lange Kampf um die nur zu feierlichen Anlässen zugängliche *gute Stube* mit Büfettschrank und Sesselgarnitur beendet. Letztere wurde durch eine Couchecke abgelöst, die durch ihre Elemente Umgruppierungen erlaubt. *Fernsehen* als Kulturtechnik evoziert bis heute gültige Normen der Raumnutzung beim Wohnen: Nach dem Auszug der Erwerbsarbeit aus dem Wohnraum und der darauffolgenden räumlichen Trennung der Funktionsbereiche, was den Auszug der Schlaf- und Essbereiche bedeutete, ergab sich eine *Raum- und Sinnlücke* im bisherigen *Ganzen Haus*. Die räumliche Lücke entstand, so beschreibt es der Kulturwissenschaftler Martin Warnke (1979), da das entsprechende Mobiliar mit den jeweiligen Funktionen aus dem Raum verschwand und nur noch wenige Möbelstücke als eine Art *Restbestände erledigter Funktionen* zurückgeblieben sind, was dem Wohnzimmer eine Art musealen Charakter verlieh. Diese räumliche Lücke wurde mit dem Einzug der Couchecke gefüllt, der auch die Sinnlücke schloss: Der leere Raum wurde zu einem Durchgangszimmer, welches zur Couchecke führt, die als ein Ort des Rückzugs dient. Die vom Fernseher erzwungene Öffnung der Couchecke hat zwar geschlossene Zellen aufgebrochen, jedoch nicht die offene Konstellation der Salons in die Wohneinheit zurückgeholt. Im Gegenteil: »An die Stelle der geschlossenen Sitzgruppe mit ihrem Zwang zur Kreuz- und Quer-Geometrie kommunikativer Haltungen und sozialer Gesten ist die Bewegungslosigkeit im Sinne einer einzigen starren Blickachse getreten, die dem zentralperspektivischen Sog in das Fenster des Bildschirms folgt.« (Selle 1993: 12)

Alle fünf Merkmale lassen sich auch in vormodernen Epochen finden. Entscheidend für die Bestimmung als *Idealtypus des modernen Wohnens* ist, dass diese Charakteristika, besser gekennzeichnet als Entwicklungsstränge, den Massenwohnungsbau zumindest bis in die 1970er-Jahre charakterisieren. Sie erklären, warum das heutige Wohnen in einer Wohnung mit hierarchisch-funktionell angeordneten Räumen – Wohnzimmer, Schlafzimmer, Kinderzimmer, Küche, Bad, Flur – als Wohnleitbild derart verfestigt ist.

Zur postmodernen Transformation des Wohnens

Seit den 1990er-Jahren prägen vor allem Globalisierung, Internationalisierung, Migration und Digitalisierung als aktuelle Megatrends die postmoderne Gesellschaft. Diese Transformationen bringen soziokulturelle, soziotechnische und ökonomische Herausforderungen mit sich, die sich kurz- und mittelfristig auch im Wohnen abbilden. Dies bedeutet beispielsweise, dass Wohnbedarfe hybrid und variantenreicher ausfallen. Dabei ist der Begriff *postmodern* wissenschaftlich nicht eindeutig konnotiert. Hier wird er dennoch eingesetzt, um die epochalen Entwicklungen zu verdeutlichen, die den Übergang von der industriellen, modernen Gesellschaft zu nachindustriellen, postmodernen Gesellschaften kennzeichnen.

In der Soziologie ist die Entwicklung des postmodernen Diskurses an die Akzeptanz folgender Grundthesen geknüpft: Der soziale Wandel wird, neben der Globalisierung, angetrieben durch die Pluralisierung von Lebenslagen, die Heterogenisierung von Kulturen und den

Wandel der sozialen Institutionen. Den Hintergrund der Beschreibung des sozialen Wandels als postmoderne Transformation bildet die Individualisierungsthese, die 1986 durch den Soziologen Ulrich Beck fest im internationalen Diskurs verankert werden konnte.

Kennzeichnend für die Entwicklungen des Wohnens im 20. Jahrhundert waren die Verengung der Vorstellungen des Wohnens auf Wohn-, Schlaf- und Kinderzimmer, vervollständigt durch Küche und Bad, verbunden durch den Flur, sowie der soziale Wohnungsbau und technische Normierungen. Seit ungefähr den 1980er-Jahren wandelt sich das Wohnen durch die postmoderne Transformation aller Lebensverhältnisse, insbesondere durch die Individualisierung, den Wandel der Arbeitswelt sowie die Verschiebung der demografischen Zusammensetzung der Bevölkerung. In den 2000er-Jahren kam die Digitalisierung dazu.

Individualisierung als soziologischer Fachbegriff, speziell in der vom Soziologen Ulrich Beck (1983) geprägten Bestimmung, kennzeichnet den mit der Industrialisierung und Modernisierung der westlichen Gesellschaften einhergehenden Prozess des Übergangs des Individuums von der Fremd- zur Selbstbestimmung. *Individualisierung* meint die Auflösung und die Ablösung industriegesellschaftlicher Lebensformen. Nunmehr müssen die Einzelnen ihre Biographien selbst herstellen, organisieren, zusammenflickschustern. Die vielfältigen Ursachen hierfür betreffen vor allem den gesellschaftlichen Wertewandel in der alten Bundesrepublik, der in den späten 1960er-Jahren einsetzte. In der gegenwärtigen postmodernen Gesellschaft prägt eine qualitativ neue Radikalisierung diesen Prozess. Gesellschaftliche Grundmuster wie die klassische Kernfamilie zerfallen. Der zunehmende Zwang zur reflexiven Lebensführung bewirkt die immer weitere Pluralisierung von Lebensstilen: Identitäts- und Sinnfindung werde zur individuellen Leistung. Die Individuen müssen mit einer zunehmenden Komplexität ihrer alltäglichen Lebensführung fertig werden. Die Alltagsorganisation wird durch die vielfältigen, individualisierten und flexibilisierten Anforderungen schwieriger und voraussetzungsvoller, weil entlastende Routinen, Rhythmen und Traditionen abnehmen. Lebensführung wird zum ständigen Neuarrangement zwischen wechselnden und widersprüchlichen Anforderungen, sie wird reflexiv.

Die Diagnose der Individualisierung ist indes, wie Beck in diesem Zusammenhang erläuterte, keine neue zeitliche Erfindung, denn natürlich hat es individualisierte Lebensstile auch »*in der Renaissance, in der höfischen Kultur des Mittelalters, der Askese des Protestantismus oder auch bei der Befreiung der Bauern aus der Leibeigenschaft und der Auflösung der Familienbindungen im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts gegeben*« (Beck 1986: 206). Entscheidend ist, dass mit der Diagnose der Individualisierung im Beck'schen Sinne ein elementarer Wandel der Wohnanforderung verbunden ist. Die Berufung auf anthropologische Konstanten – Obdach, Schutz, Intimität und Privatheit – greift viel zu kurz. Für das Wohnen relevant ist dabei vor allem die Singularisierung als freiwillige oder unfreiwillige Form des Alleinwohnens und damit die Schrumpfung der Haushaltsgrößen. Gerade die mit dem Alleinwohnen verbundenen Verhaltensweisen und Bedürfnisse verändern beispielsweise die Infrastruktur in den Innenstädten: Außerhäusliche Dienstleistungen wie Cafés und Imbissmöglichkeiten bestimmen zunehmend die öffentlich sichtbare Infrastruktur in den Stadtteilen.

Zur soziologischen Zeitdiagnose ist ein weiteres Stichwort anzuführen, das aus der Konsequenz von Individualisierung und Pluralisierung der Lebensstile resultiert: die erschreckende Zunahme von *Einsamkeit* in der Gesellschaft. Die Wahrnehmung von Einsamkeit als massives soziales Problem betrifft nicht nur die deutsche Gesellschaft. 2018 erregte die Nachrichtenmeldung über die Ernennung einer Einsamkeitsministerin in Großbritannien enorme Aufmerksamkeit in den Medien. In einem Zeitschriftenartikel vom Januar 2019 wird erstmals eine aufschlussreiche Übersicht gegeben, wie groß das Problem in Deutschland ist (Spiewak 2019: 31). Vor allem wurde auf eine Untersuchung der Psychologin Maike Luhmann von der Universität Bochum Bezug genommen, nach der zwischen zehn und fünfzehn Prozent der Deutschen zeitweise unter Einsamkeit leiden. Im Gegensatz zu gängigen Stereotypen sei Einsamkeit nicht auf das Alter beschränkt. Einsamkeit könne in jeder Lebensphase auftreten. Die Altersverteilung der Einsamkeit folge einem komplexen nichtlinearen Verlauf mit erhöhten Einsamkeitsniveaus bei jungen Erwachsenen und bei den ältesten Alten. Insgesamt zeigen die Ergebnisse, dass die Ursachen der Einsamkeit bei älteren Erwachsenen weitgehend bekannt sind. Zukünftige Forschung sollte sich darauf konzentrieren, die spezifischen Ursachen der Einsamkeit bei Erwachsenen mittleren Alters zu verstehen (Luhmann; Hawkley 2016).

Auch der *Wandel der Arbeitswelt*, soziologisch bestimmt als »*Entgrenzung und Subjektivierung der Erwerbsarbeit*« (Huchler et al. 2007), verändert die Wohnanforderungen: Besonders einschneidend und für Stadtentwicklung und Veränderung der Ansprüche an das Wohnen relevant ist die zeitliche Entgrenzung von Arbeit. Arbeitszeiten sind nicht mehr an Tages- und Nachtzeiten gebunden, wie beispielsweise bei der Schichtarbeit. Die zeitliche Entgrenzung wird flankiert von der räumlichen: Flexible Arbeitsmodelle wie das Arbeiten am heimischen Schreibtisch oder anderswo außerhalb des Büros werden immer mehr zum Normalfall der Erwerbstätigkeit. Für die Lebensverhältnisse dramatisch ist vor allem die rechtliche Entgrenzung von Arbeit. Hier wird auch von Deregulierung gesprochen. Indikatoren für diese Wertung sind das vermehrte Aufkommen von Zeit- und Leiharbeit, von befristeten Verträgen und einem verringerten Kündigungsschutz. Von *Subjektivierung* wird gesprochen, weil die Forschung eine Intensivierung von individuellen, das heißt persönlich involvierten, Wechselverhältnissen zwischen Mensch und Betrieb bzw. betrieblich organisierten Arbeitsprozessen konstatiert. Dabei geht es um zwei Seiten: zum einen um eine betrieblich bedingte Form der Subjektivierung. Neue Strategien der Rationalisierung verändern die Arbeitsanforderungen an die Arbeitssubjekte. Zum anderen ist damit eine Veränderung von Sinnanspruch und Erwartung der Erwerbstätigen an ihre Arbeit gemeint. Gemeinsam ist diesen Entwicklungen, dass Entgrenzung und Subjektivierung die systematische Ausdünnung sozialgesicherter Erwerbstätigkeit zur Folge haben. So sind beispielsweise Tarifverträge für immer weniger Erwerbstätige von Belang. Immer mehr Menschen arbeiten in temporären Arbeitsverhältnissen, in Praktika oder in Projekten. Die Strukturen von Erwerbsarbeit werden dynamisiert.

Aus einer weniger marktkritischen Perspektive wird der Wandel der Arbeitswelt aktuell unter dem Begriff *New Work* (Bendel 2020) diskutiert. Das bedeutet, selbstbestimmt und frei, flexibel und unabhängig erwerbstätig zu sein. Damit verbunden ist die Perspektive eines Kulturwandels von Arbeit: Arbeit gilt in der New Work als sinn- und mitarbeiterorientiert. Es wird also davon ausgegangen, dass gerne gearbeitet wird. Insofern geht es nun nicht

mehr um eine ausgewogene Work-Life-Balance, sondern das geschickte und erfolgreiche Work-Life-Blending, also die Verschmelzung von Berufs- und Privatleben. Agiles, flexibles, mobiles Arbeiten im Sinne von New Work ist naturgemäß nicht auf alle Tätigkeiten übertragbar, aber Elemente der zeitlichen Flexibilität sind auch für viele Serviceberufe relevant. Letztendlich bedeutet der Wandel der Arbeitswelt, dass Wohnen und Arbeiten räumlich wieder in deutlichem Ausmaß zusammenrücken.

Die soziologische Zeitdiagnose ist durch den *demografischen Wandel* und insbesondere die sogenannte *Alterung* sowie die Zuwanderung zu vervollständigen: Alle aktuellen Studien zur Bevölkerungsentwicklung, wie beispielsweise die »*Ergebnisse der Haushaltsvorausberechnungen*« des Statistischen Bundesamtes (Destatis 2020), zeigen, dass der Anteil der Einpersonenhaushalte in Deutschland weiter ansteigen wird. Dieser Anstieg beruht auch auf der sogenannten *Alterung* in der deutschen Gesellschaft. Mit dem demografischen Begriff der Alterung ist der Anstieg der allgemeinen Lebenserwartung der Individuen gemeint, im Kontrast zum Rückgang der Anzahl junger Menschen in der Gesellschaft. Diese dramatische Unterjüngung in der deutschen Gesellschaft zeigen die vom Statistischen Bundesamt bereitgestellten Daten: »*So reduzierte sich der Anteil der unter 20-Jährigen an der Bevölkerung zwischen 1970 und 2017 von 29,7 auf 18,4 Prozent. Gleichzeitig stieg der Anteil der Personen, die 67 Jahre und älter sind, von 11,1 auf 19,0 Prozent.*« (bpb 2019: o.S.) Heute stehen ältere Menschen vor dem Problem, wo und wie sie wohnen können und wollen. Das eigene Haus oder die angestammte Familienwohnung sind häufig zu groß. Kleinere und dennoch bezahlbare Wohnungen sind Mangelware. Zusätzlich sind oft informelle, nicht verwandschaftliche Unterstützungsstrukturen gewünscht und notwendig, da die Verwandtschaft für Unterstützung zunehmend nicht infrage kommt. Für einen etwaigen Umzug sind die angebotenen Wohnformen zu konventionell, zu anonym, zu unflexibel – Gründe, die zu einer gesteigerten Beliebtheit von Gemeinschaftswohnprojekten geführt haben (Krämer 2008). Herkömmliche Altenheime entsprechen nicht dem vorherrschenden Wunsch nach Erhaltung der gewohnten, selbstständigen Lebensführung. Statt Altenheim oder Pflege innerhalb der Familie entwickeln sich vielfältige Varianten des Wohnens im Alter und es wird nach weiteren Ideen und Projekten gesucht. Zwei populäre Modelle sind die Senioren-Wohngemeinschaft (sofern sie ausreichend Autonomie gewährleistet) und das Mehrgenerationenhaus (siehe Bild 1). Mit diesen Gemeinschaftswohnformen ist nicht die »klassische« WG gemeint, wie sie von Studierenden genutzt wird. Gemeint sind Clusterwohnen und ähnliche Lösungen, in der sich Autonomie und Gemeinschaft in einer ausgewogenen Balance befinden (z. B. durch eigene Nasszellen und Küchenzeilen in jeder Wohneinheit).

Bild 1 Modell des
Mühlbachhauses
(Quelle: Schmitt 2016:
26)



»Weniger, grauer, vereinzelter und bunter« (Gans 2011: 89) – so charakterisierten Bevölkerungswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler lange Jahre in erstaunlicher Einigkeit die Zukunft der Bevölkerungsentwicklung in Deutschland. Es wurde davon ausgegangen, dass die Bevölkerung Deutschlands bis 2060 schrumpfen würde. Das Jahr 2017 markiert einen Paradigmenwechsel. In ihrer damals veröffentlichten Demografiebilanz (BMI 2017) konstatierte die Bundesregierung nicht mehr einen Bevölkerungsrückgang, sondern prognostizierte bis 2035 einen leichten Anstieg und langfristig bis 2060 einen konstanten Bevölkerungsstand. Diese Beurteilung berücksichtigte die Rekordzuwanderung des Jahres 2015 und die prognostizierte hohe Nettomigration in den Folgejahren: »Bis 2035 steigt der Bevölkerungsstand gemäß dieser Grundlage auf 83,1 Millionen Personen an.« (Deschermeier 2017: 63) Gerade das Jahr 2015 war im Hinblick auf Zuwanderung in Deutschland mit einem Zuzug von rund 2,1 Millionen Personen das Jahr »mit der höchsten Zuwanderung seit Beginn der Registrierung im Jahr 1950« (BMI 2017: 4). Die Einwanderung nach Deutschland war seit Mitte des 20. Jahrhunderts immer durch sehr unterschiedliche Zuwanderergruppen gekennzeichnet. Langfristige verlässliche Bevölkerungsprognosen sind immer schwierig, aber es ist mehr als zu vermuten, dass Deutschland ein Einwanderungsland bleiben wird. Auch wenn aktuell der Zuzug von flüchtenden Menschen stark zurückgedrängt wird, bleiben die globalen Zuzugsgründe erhalten. Die Gründe, die zu einer Zuwanderung nach Deutschland führen, bleiben vielfältig. Grundsätzlich können die Ursachen für Migration soziopolitischer, demografischer, ökonomischer, religiöser, geopolitischer sowie ökologischer Natur oder eine Kombination aus verschiedenen Faktoren sein. Wie auch immer: Es handelt sich überwiegend um Menschen, deren Integration in das Wirtschafts- und Sozialsystem Deutschlands vielfältige Unterstützung benötigt. Sie kommen aus Regionen weltweit, die nicht mit den hierigen soziokulturellen Verhältnissen vertraut sind und denen strukturelle Hemmnisse den

Zugang zum Wohnungsmarkt erschweren. Der Kampf um bezahlbaren Wohnraum wird sich weiter verschärfen. Dies ist fatal, denn wie die *Fachkommission Integrationsfähigkeit 2020* in einem von der Bundesregierung initiierten Positionspapier betont, »muss die Wohnsituation angemessen und stabil sein. Zum anderen beeinflusst die Frage, wo und wie eine Person wohnt, die Möglichkeiten von Teilhabe – das Ausmaß und die Art sozialer und nachbarschaftlicher Kontakte, die gesellschaftliche Anerkennung, das Wohlbefinden und die Gesundheit, die Erreichbarkeit und den Zugang zur Infrastruktur, zu Bildungseinrichtungen und zu Arbeitsplätzen.« (Fachkommission Integrationsfähigkeit 2020: 11).

Individualisierung, demografischer Wandel sowie der Wandel der Arbeitswelt verändern nicht nur die Anforderungen an das Wohnen und an das Wohnumfeld. Bemerkenswert sind auch Änderungen im Wohnverhalten, die beispielsweise in den 1970er-Jahren noch eine große Ausnahme waren: Eine zunehmende Mobilität – sei sie ermöglicht, gewünscht oder erzwungen –, führt zu verändertem Wohnen, also generell zu mehr Umzugsmobilität, zu Zweitwohnformen, zu temporären Wohnformen und -angeboten (z. B. Boardinghäuser, Expats-Unterkünfte), zu diversen Mobilitätskonzepten im Wohnungsbau (Sharing etc.) – und vor allem auch zum Wohnen an mehreren Orten, wissenschaftlich als *multilokales Wohnen* oder *residenzielle Multilokalität* bezeichnet. Im Bruch mit den bisher überwiegend ortsmonogamen Lebenspraktiken kommt es, freiwillig oder erzwungenermaßen, zu einem »*Verheiratetsein mit mehreren Orten*« (Beck 1997: 129) als spezifische Form des Mobilseins, die für immer mehr Menschen zur sozialen Praxis wird. Multilokalität konstituiert sich im Spannungsfeld zwischen Mobilität und Sesshaftigkeit und verlangt die Organisation des Lebensalltags an zwei oder mehr Wohnstandorten (Hilti 2013: 17). Multilokalität hat inzwischen einen solchen Umfang und eine solche Spezifik erlangt, dass in der sozialräumlichen Forschung diese soziale Praxis der Lebensführung »gleichberechtigt neben Migration und Zirkulation« (Weichhart 2009: 7) gestellt wird. Dabei haben die Wohnorte jeweils unterschiedliche Bedeutungen. So wird Wohnen mitunter sogar auf Übernachten, auf die reine Behälterfunktion, reduziert. Soziale Einbindung, gar nachbarschaftliches Engagement oder kulturelle Inwertsetzung, werden nicht am überwiegend genutzten Wohnort realisiert, sondern am Ort des zeitlich weniger in Anspruch genommenen Hauptwohnsitzes. Zwar bleibt die Containerfunktion der Wohnung als grundlegende Existenzform des Menschen bestehen, aber ihr jeweiliger lokaler Stellenwert verschiebt sich, wird hybrider: Temporäre Wohnformen jeder Art werden häufiger.

Da es über »die Anzahl solcher nur teilgenutzten Wohnlokalitäten keine quantitativen Informationen gibt« (Sturm; Meyer 2009: 15), sind in der Forschungslandschaft Ansätze relevant, die multilokales Wohnen typologisieren. Hesse und Scheiner (2007) haben beispielsweise neun Typen identifiziert. Hauptgruppe der Typologie bilden die *Wochenpendlerinnen und -pendler mit definiertem Hauptwohnsitz (Shuttles)*, die sich vor allem durch einen beruflichen Anlass der Multilokalität auszeichnen. Sie wechseln zwischen einem Haupt- und einem Nebenwohnsitz, wobei eher große Distanzen überwunden werden. Die Gruppe der *Arbeits- und Transmigrantinnen und -migranten* kennzeichnet die Multilokalität beispielsweise saisonal tätiger Menschen. Der Typ *LATs* (Living Apart Together) beschreibt eine neue gleichberechtigte partnerschaftliche Lebenssituation. *LATs über große Distanzen* umschreibt Personen, die sich aus Gründen der Partnerschaftlichkeit zwischen zwei gleichwertigen Wohnsitzten bewegen

und bei denen kein klassisches Pendeln vorliegt. Arbeitsmarktliche Zwänge spielen jedoch noch eine relevante Rolle. Anders ist es bei *LATs über kleine Distanzen*, bei denen die Partnerinnen und Partner aufgrund ihrer Lebensstile eine Beschränkung gegenseitiger Freiheiten vermindern, indem sie etwa innerhalb einer Stadt über unterschiedliche eigene Wohnsitze verfügen. Der Typ *Zweitwohnsitz als Altersruhesitz/Freizeitwohnsitz* verbindet weite Distanzen nach Jahreszeiten: Sommer in Deutschland und Winter in einer wärmeren Region. Demgegenüber steht der Typ *Freizeitwohnsitz in der Nähe des Hauptwohnsitzes*, der häufig aufgesucht und nicht nur zu Freizeitzwecken genutzt wird. Nur in der Motivation anders gelagert ist die Multilokalität beim Typ *gemeinsamer Zweitwohnsitz als Arbeitswohnsitz*, bei dem es trotz großer Entfernung nicht zu einer temporären Trennung der Partnerinnen bzw. Partner kommt. Der Typ *Häufigumzieher* steht dazu in Abgrenzung. Diesem Typ Zugehörige werden als moderne »Nomadinnen« und »Nomaden« ohne Haushaltstrennung definiert, die immer wieder neue Wohnsitze beziehen. Dabei überschreiten sie die übliche Umzugshäufigkeit. Der Typ *pendelnde Kinder und Jugendliche* ist mit der zunehmenden Scheidungsrate zu begründen, wobei diese Gruppen unterschiedlich weite Distanzen überwinden und stets von den je anderen Haushaltsgliedern getrennt sind. Diese Typologie basiert auf einer anekdotischen Zusammenstellung vielfältiger Multilokalitätsformen. In einer Schweizer Studie wird, auf empirischen Untersuchungen basierend, eine lebensweltliche Typologie multilokal Wohnender präsentiert. Hilti unterscheidet im Ergebnis ihrer Untersuchungen folgende Lebenswelten: *Parallelwelt (Kompromiss), Gegenwelt (Kontrast), Doppelwelt (Doppelung des Wohn- und Lebensvollzugs) und Zwischenwelt* (Hilti 2013).

»Der Mehrwert von Studien über das Wohnen an mehreren Orten ergibt sich unter anderem aus der Sensibilität für die Entstehung neuer Lebensformen und deren Stabilität trotz der Entfernung. Der Ansatz zeichnet sich durch eine Mikroperspektive aus, die die Praktiken des Wohnens in spezifischen Umgebungen untersucht. Dies bietet die Möglichkeit, die Entstehung von Makrophänomenen, wie z. B. translokal organisierten Gesellschaften, zu rekonstruieren und deren topologische Beziehungen zu entschlüsseln.« (Schier et al. 2015: 448)

Die Diagnose des sozialen Wandels wird vervollständigt durch eine neue *Gemeinschaftsorientierung* beim Leben und Wohnen: Baugemeinschaften/-gruppen und Kollektivgärten »wuchern« dort, wo es möglich ist, in bunter Vielfalt als neue Variante lokaler Urbanität. Das *Gemeinschaftswohnen* ist in Deutschland eine wichtige Idee, spielt aber in der Realität prozentual gesehen eine geringe Rolle. Es gibt zu wenig Möglichkeiten und viel zu wenig Förderung. Die neue Nachfrage nach gemeinschaftlichem Wohnen basiert auf dem wachsenden Bedürfnis, Wohnformen jenseits der Kleinfamilie zu realisieren. Sie entsteht durch Partizipations- und Gestaltungsinteressen und den Wunsch, anders zu leben als in der (klein-)bürglerlichen Kleinfamilie. Dabei ist die Großfamilie nicht das einzige Modell. Im Gegenteil – gerade bei gemeinschaftlichem Wohnen kann viel eher auf Wahlverwandtschaften ausgewichen werden. Eltern und Geschwister, die Verwandtschaft, sind nicht wählbar, aber die Menschen, mit denen man zusammenleben möchte, können gewählt werden. Die Anzahl gemeinschaftsorientierter Wohnformen ist zwar quantitativ noch nicht sehr hoch, aber immerhin werden solche Wohnprojekte als innovative gruppenorientierte Wohnprojekte behandelt.

»Alle gruppenorientierten Wohnprojekte verstehen sich als Alternative zum anonymen Wohnen und setzen auf das Prinzip ‚Geben (wollen) und Nehmen (können)‘. Darin unterscheiden sie sich vom Konzept ‚betreutes Wohnen‘, bei dem Dienstleistungen gegen Bezahlung zur Verfügung gestellt werden.«

Weitere wichtige Merkmale sind:

- *Selbstorganisation: Kommunikations- und Entscheidungsstrukturen werden innerhalb der Gruppe geregelt. Bei der Verteilung der Aufgaben ergänzen sich die Interessen und Fähigkeiten der Bewohnerinnen und Bewohner.*
- *Partizipation: Die Bewohnerinnen und Bewohner sind an der Projektentwicklung beteiligt und wirken bei der Planung, bei der baulichen Umsetzung und/oder in der Verwaltung mit.*
- *Bürgerschaftliches Engagement: Viele Wohnprojekte suchen Kontakt zur Nachbarschaft im Quartier oder sind in Netzwerken aktiv.« (Rettenbach 2011: o. S.)*

Gemeinschaftliche Wohnprojekte sind also Wohnformen, »bei denen mehrere Haushalte an einem Wohnstandort jeweils in separaten Wohnungen leben, sich aber für das gemeinschaftliche Leben, eine gegenseitige Unterstützung oder die Verfolgung eines gemeinsamen Lebensgrund- satzes entschieden haben. Die Projekte bzw. Wohngruppen werden in wesentlichen Bereichen durch die Bewohner selbst organisiert« (BBSR 2014: 17).

Die Idee des gemeinschaftlichen Wohnens hat inzwischen konzeptionell und real eine stattliche Anzahl an Referenzprojekten zu bieten. Darüber hinaus wird das Grundmuster *wahlverwandtschaftlich basiertes, aber individualisiertes Zusammenwohnen von Haushalten* auf weitere soziale Thematiken übertragen. Als jüngstes Beispiel kann hier auf die mit der starken Zuwanderung 2015 entstandenen *integrativen Wohnprojekte* (siehe Infokasten *Integrative Wohnprojekte* und Bild 2) verwiesen werden. *Integratives Wohnen* wird als ein interkulturelles, moderiertes und freiwilliges Zusammenwohnen von sozialen Gruppen und Personen unterschiedlicher geografischer Herkunft definiert (Hannemann; Hauser 2020).

Integrative Wohnprojekte

Das sogenannte integrative Wohnen basiert auf einem interkulturellen, moderierten und freiwilligen Zusammenwohnen von sozialen Gruppen und Personen unterschiedlicher geografischer Herkunft. In einem Forschungsprojekt hat ein Forschungsteam bundesweit existierende oder konkret geplante integrative Wohnprojekte recherchiert. Von den 36 Projekten wurden sechs für vertiefende Fallstudien ausgewählt und auf dieser Basis Gelände- merkmale herausgearbeitet. Die Ergebnisse wurden in der Publikation *Zusammenhalt braucht Räume: Wohnen integriert* (Hannemann; Hauser 2020) veröffentlicht. Für das interdisziplinäre Forschungsprojekt wurde die Methode des Case Mapping entwickelt. Sie besteht aus einer Fallanalyse (Case) und dem Zeichnen alltäglicher Wege, Treffpunkte und Raumbewegungen im Kontext eines Interviews (Narrative Mapping). Die Kommunikation mit den Bewohnerinnen und Bewohnern aus heterogenen, interkulturellen Kontexten sollte niedrigschwellig sein. Dafür wurden nonverbale Untersuchungsinstrumente wie das Erläutern und Zeichnen in und anhand von Grundrissen und Stadtplänen eingesetzt.

Die sechs genauer untersuchten Wohnprojekte zeigen in ihrer unterschiedlichen Spezifik wichtige Merkmale auf, die zum Gelingen eines *integrativen Wohnprojekts* entscheidend beitragen. Sie unterscheiden sich in folgenden Aspekten:

- › Gebäudetyp und Architektur: Die Palette reicht hier vom ehemaligen Kloster bis zum Neubau und vom Einzelgebäude bis zum Quartier mit 23 Gebäuden.
- › Lage: Es gibt Projekte am Stadtrand und in der Innenstadt.
- › Bewohner- und Haushaltstruktur: Einpersonenhaushalte mit Rentnerinnen und Rentnern sind ebenso dabei wie eine studentische Wohngemeinschaft und Familienwohnen.
- › Soziales Konzept: Das Zusammenwohnen wird meist extern moderiert, aber es gibt auch selbstverwaltete Projekte.

Bild 2 Integrationshaus Oranienburg
(Quelle: Karin Hauser 2018)



Als technisch einschneidende Entwicklung muss im 21. Jahrhundert die *Digitalisierung* hervorgehoben werden. Digitalisiertes Wohnen hat viele Facetten, von denen hier vor allem die Mikroebene des Haushaltes, als Grundlage der *analogen Behälterexistenz* (Crone; Schlüter 2015), die grundsätzliche Ebene des Wandels der Existenzgrundlage betrifft. *Doing home* (Bowlby et al. 1997; Brickell 2012) in der digitalen Gesellschaft heißt, dass insbesondere die Vorstellungen von Privatheit obsolet werden. Privatheit wird zum Paradox (Barnes 2006; Trepte; Teutsch 2016): Einerseits erfolgt die freiwillige Freigabe intimster Informationen, obwohl immer wieder betont wird, dass andererseits die Privatsphäre »heilig« ist. Das *Privacy Paradox* lautet wie folgt: »Viele Menschen sagen, dass ihnen der Umgang mit ihrer Privatheit sehr wichtig sei und sogar, dass sie sehr besorgt über den Umgang mit ihren Daten im Internet seien [...]. Gleichzeitig veröffentlichen sie Informationen über sich im Internet, wie beispielsweise ihre Telefonnummer, ihren Klarnamen oder Fotos von der Familie, nutzen selten die technischen

Möglichkeiten zur Regulierung ihrer Privatheit und sind schlecht darüber informiert, welche Optionen ihnen diesbezüglich zur Verfügung stehen [...]« (Trepte; Teutsch 2016: 372) Die User füttern die Internetkonzerne dieser Welt, die ihr Geld mit personifizierten Daten verdienen, indem sie via Smartphone, Fitnesstracker, Blackbox im Auto oder diverse sogenannte Sprach-assistenten kontinuierlich persönliche Daten übermitteln.

Eine der wirkmächtigsten technisch indizierten Veränderungen des Wohnens basiert auf dem *Internet der Dinge*, im Englischen *Internet of Things* (IoT) genannt. Darunter wird die Verknüpfung von physischen Objekten aus der realen Welt mit einem Repräsentanten in der virtuellen Welt verstanden. Das Internet der Dinge ist also eine Erweiterung des klassischen Internets, bei der sich Gegenstände beliebig in das universale Netz integrieren lassen (Steven 2019). Jedes Objekt im IoT ist durch eine eigene Internetadresse identifizierbar und über das Netzwerk in der Lage, selbstständig mit anderen Teilnehmerinnen und Teilnehmern zu interagieren. Im Wohnumfeld (siehe Infokasten *Datensammler beim Wohnen*) können durch das *Internet der Dinge* Alltagsgegenstände wie Lichtschalter, Kleidung oder Armbanduhren mit Internetdiensten verknüpft werden. So werden diese Dinge zu Medien, zu Kommunikationsmitteln, und mit ihrer Hilfe entsteht eine Vielzahl an neuen Möglichkeiten, digitale Daten auszuwerten.

Übersicht über Datensammler beim *Wohnen**

<i>digitaler Raum</i>	<i>analoger Raum</i>	<i>Internet der Dinge</i>
soziale Medien	staatliche Stellen	Smarthome
Cookies/Canvas Finger-printing	Kundenkarten	Smart Metering (Verbrauchsmonitoring)
Betriebssysteme	Kreditkarten	Smartcar
Onlineshopping	Gesundheitskarte	Smart Clothes
Handy/Tablet/PC	Videoüberwachung	Smart-TV
Apps	Navigationsgerät	smartes Spielzeug
Cloud-Computing	Flugdaten	Sprachassistenten
Suchmaschinen		
Musikstreamingdienste		

* Die Tabelle gibt eine Übersicht über die Datenerfassung in wohnbasierten Netzen, unterschieden nach digitalem Raum, analogem Raum und dem Internet der Dinge (bzw. der vernetzten Umwelt). Explizit wurden die Datensammler hervorgehoben, die für gewöhnlich in der Wohnung angewendet werden: »Jetzt wird eine verstärkte Datengenerierung auch in Lebensbereichen möglich sein, die als topographische semantische Privaträume [...] (z. B. Privathaus, Privatwohnung, privates Auto) bzw. Intimsphäre (der eigene Körper) kulturell definiert sind.« (Grimm 2016: 4)

(Quelle: Grimm 2016: 5; eigene Bearbeitung zusammen mit Tia Mfoudou)

Damit legt sich eine wachsende dezentrale Schicht aus digitalen Informationen über den (Wohn-)Raum, welche die Möglichkeiten seiner Nutzung und Aneignung durch Wohnakteurinnen und Wohnakteure unaufhörlich erweitert und gleichzeitig verengt. In der Folge muss Wohnen stärker als hybrider Raum eines analog-digitalen Kontinuums bestimmt werden, da Digitalisierung deutlich »unter die Bettdecke« geht.

»Mit einem Fokus auf die Organisation des (Zusammen-)Wohnens sowie der häuslichen Reproduktions- und Sorgearbeit scheint die Digitalisierung auch in die Bereiche des städtischen Alltagslebens vorzudringen, die traditionell eher als privat und emotional denn als digital gesteuert erlebt werden. Insbesondere digitale Assistenz- und sensorbasierte Steuerungstechnologien im Haushalt, die u. a. die individuelle Gesundheit, Wohlfühlatmosphäre und Sicherheit, die Wohninfrastrukturen, Pflege- und Sorgebeziehungen sowie viele weitere Aspekte des Alltagslebens einfacher, nachhaltiger und günstiger werden lassen, müssen gleichermaßen als utopische Versprechen wie als dystopische Vorstellungen adressiert werden.« (Strüver; Bauriedl 2020: 95)

Welcher Wandel durch die Digitalisierung letztendlich bewirkt werden wird, lässt sich gleichwohl zum jetzigen Zeitpunkt nur in Umrissen skizzieren. Historisch gesehen befindet sich der Prozess der Digitalisierung noch in der »digitalen Sattelzeit«, so analysiert es der Mediensoziologe Michael Jäckel: »Die Bezugnahme auf diesen historischen ›Epochen‹-Begriff von Reinhart Koselleck steht für Übergänge und Entwicklungen, deren Ergebnis wir nicht genau benennen können, zugleich für fragile Formen der Zeiterfahrung (Wo geht die Reise hin?).« (Jäckel 2019: 1080) Eindeutig scheint es nach Aussagen von Forschenden der Künstlichen Intelligenz (KI) indes zu sein, dass Tätigkeiten rund um die im Haushalt anfallenden Arbeiten durch Digitalisierung tendenziell nicht kompensiert werden können. So erläutert Richard Socher, einer der weltweit einflussreichsten KI-Forscher, in einem Interview die vagen Chancen zur Lösung des häuslichen *Putzproblems*: Die KI »wird dann halt die Jobs wieder verändern, aber auch nur, sobald die ganzen Roboter dann auch billig genug sind [...]. Es wird einfacher sein, 30 bis 50 Prozent des Jobs eines Radiologen zu automatisieren als von einer Putzfrau. Weil man über die Radiologie halt unglaublich viele Trainingsdaten bekommen kann und es ist immer das gleiche Setup: Du hast ein Bild mit so und so vielen Pixeln und du musst 'nen Text rausbringen. Und wenn du millionenfach Beispiele davon hast, wirst du das teilweise automatisieren können. [...], aber 'ne Putzfrau hat unglaublich viele Wahrscheinlichkeiten und Unsicherheiten, wie man was navigieren muss: Sie muss wissen, okay, die Socken müssen so sortiert werden, und wenn etwas aber auf dem Tisch so steht, dann sollte man es vielleicht liegen lassen und dann bleibt es dort, oder man sollte es wegräumen und wohin sollte es kommen. [...] Man hat keine guten Trainingsdaten dafür: Jede Wohnung ist ein bisschen anders, anders aufgebaut. Der eine will, dass die Putzfrau das und das macht, der andere will, dass das nicht so gemacht wird und so weiter. Und dementsprechend hat man nicht genügend Trainingsdaten für dieses Problem und letztendlich, wenn man jetzt einen Roboter hätte, der das alles machen könnte, theoretisch, würde er wahrscheinlich 100 Tausende Euro kosten. Für viele, viele Jahrzehnte, weil man muss die Feinmotorik haben, man muss das Visuelle haben, man muss den Computer haben, also 'ne Grafikkarte, die Robotik, dann müssen die gewartet werden und so weiter [...], dementsprechend wird es noch 'ne Weile dauern, bevor das wirklich diese Jobs verändern könnte, wenn man so 'nen Roboter hätte.« (Wegner; Amend 2020: 2:53:20–2:55.22)

Zur Zeitdiagnose hinsichtlich des Wandels des Wohnens gehört eigentlich auch die Darstellung klimabedingter Veränderungen. Während beispielsweise *Individualisierung* und *der Wandel der Arbeit* hier sehr gut referierte und empirisch belegte Prozesse sind, kann dies für die dringend notwendige nachhaltige Transformation der Wohn- und Lebensstile aufgrund der *Klimakrise* bisher kaum konstatiert werden. Dass dies notwendig ist, wird überall vehement gefordert (Lessenich 2016), gleichwohl festzurrbare Resultate lassen sich wenige auffinden. Eines lässt sich aber dennoch konstatieren: Nachhaltige Wohnpraktiken werden bisher nur dann akzeptiert, wenn sie >schmerzfrei< umzusetzen sind, etwa durch das Drücken der Wasserspartaste nach dem Toilettengang (zur Ambivalenz ökologischer Lebensformen siehe Bild 3). Dies dürfte sich in naher Zukunft deutlich wandeln. Fatal: Das Ziel des Klimaschutzes ist nicht eine gerechte Gesellschaft, sondern der Schutz des Klimas. Klimaschutz ist bisher sozial unverträglich, weil durch Klimaschutzmaßnahmen im Bauen und Wohnen die schon hohen Wohnkosten weiter gesteigert werden. Hinzu kommt eine *kulturelle Trägheit*: Beispielsweise ist es für die meisten Menschen (noch) nicht vorstellbar, aus Klimaschutzgründen auf weniger Fläche zu leben als gewohnt. Auch verhindert das mangelnde Angebot an flächeneffizientem Wohnraum bzw. Wohnformen mit reduziertem Flächenverbrauch die Realisierung solcher Änderungen.



Bild 3 Ambivalenz von Ökologie und Lebensform (Quelle: Jansonellas 2013)

Wohnen als soziale Frage des Zusammenhalts

Letztendlich sind nicht nur die Zunahme von Vereinzelung und Einsamkeit sowie der Umgang mit der Klimakrise Argumente für die Notwenigkeit neuer gemeinschaftlicher Wohnformen. Generell lautet die Frage, wie Wohnen im Kontext von Pluralisierung und Globalisierung, Digitalisierung und Klimakrise sozial gerechter gestaltet werden und dem Wunsch nach Zusammenhalt und Gemeinschaft, besser entsprochen werden kann. Es geht im weitesten Sinn um Heimat bzw. um Beheimatung, deren Basis das Wohnen ist. Welche Möglichkeiten gibt es, Kontakträume herzustellen, Begegnungsmöglichkeiten zu eröffnen? Denn dass es nötig ist, Räume zu schaffen, damit Zusammenhalt in Gesellschaften entsteht, deren einzelne Teile auseinanderdriften, ist allgemeiner Konsens. Dies diagnostiziert als einer von vielen auch der Soziologe Andreas Reckwitz mit seiner These der Gesellschaft der Singularitäten. Reckwitz (2017) schildert den sozialen Wandel der postmodernen Gesellschaft und die damit einhergehenden Veränderungen in der Arbeitswelt und der Lebensführung vor allem als Diagnose der neu entstehenden Gräben zwischen einer auf Sicherheit bedachten und industriell geprägten alten Mittelklasse und einer kulturell und global orientierten urbanen (neuen) Mittelklasse der postindustriellen Wissensgesellschaften.

Doch wie können die Gräben gerade zwischen verschiedenen Milieus überbrückt werden? Eine wichtige Antwort darauf lässt sich in der Stadt- und Regionalforschung finden: »*Erstens lösen grundlegende gesellschaftliche Transformationen die zunehmende Relevanz von Nähe in der Stadt aus. Traditionelle Integrationsmotoren wie der Arbeitsmarkt, die Familie oder Religion erodieren und damit stellen sich Fragen sozialer Beziehungen neu.*« (Vogelpohl 2008: 69) Gerade in Zeiten von Individualisierung und zunehmend prekären Arbeitsverhältnissen kann nicht mehr von der *Integrationskraft Werkbank* ausgegangen werden. »*Wirkte im nationalen Wohlfahrtsstaat die Teilhabe am System der Erwerbsarbeit als zentraler Modus der sozialen Integration, bewirkt die Entwertung der herkömmlichen Formen und Funktionen der Institution Lohnarbeit im Post-Wohlfahrtsstaat eine Aufgaben- und Bedeutungsverschiebung des Wohnens. Leiharbeit, Arbeit auf Abruf, Heimarbeit oder Neue Selbstständigkeit sind Beispiele für atypische und prekäre Beschäftigungsformen, die in ganz spezieller und zugespitzter Weise eine Abhängigkeit von der Wohnung als strategischem Ort erzeugen. Dies gilt noch ausgeprägter im Falle von Arbeitslosigkeit. Über das Wohnen eröffnen und strukturieren sich Möglichkeiten gesellschaftlicher Einbindung und Teilhabe. Jenseits der bloßen Reproduktionsfunktion, auf die das Wohnen im Fordismus zurechtgestutzt wurde, wird das Wohnen auf diese Weise wieder zu einer Integrationsinstanz.*« (Reinprecht 2019: 27)

Wohnen erlangt angesichts der postmodernen Transformation aller Lebensverhältnisse den Status des Ausgangs-, wenn nicht den des Mittelpunktes, für den sozialen Zusammenhalt einer städtisch geprägten Gesellschaft. Damit rücken in einer längerfristigen Perspektive Fragen der sozialen und räumlichen Integration durch eine alltägliche Wohnpraxis in den Vordergrund. Wohnen ist und bleibt im Kern eine soziale Frage. Wohnen ist die Daseinsgrundform in der Gesellschaft. Wohnen betrifft ein grundlegendes Menschenrecht, das auch im *UN-Sozialpakt*, einem multilateralen völkerrechtlichen Vertrag, den die Bundesrepublik 1968 unterzeichnet hat, ausdrücklich als Menschenrecht global anerkannt worden ist. Das

Recht auf Wohnen findet sich in Artikel 11, Absatz 1: »Die Vertragsstaaten erkennen das Recht eines jeden auf einen angemessenen Lebensstandard für sich und seine Familie an, einschließlich ausreichender Ernährung, Bekleidung und Unterbringung, sowie auf eine stetige Verbesserung der Lebensbedingungen. Die Vertragsstaaten unternehmen geeignete Schritte, um die Verwirklichung dieses Rechts zu gewährleisten, und erkennen zu diesem Zweck die entscheidende Bedeutung einer internationalen, auf freier Zustimmung beruhenden Zusammenarbeit an.« (UN-Sozialpakt 1966) Gleichwohl sind in der Bundesrepublik die »geeigneten Schritte« zur Gewährleistung des *Rechts auf Wohnen* in den letzten Jahrzehnten sträflich vernachlässigt worden. Insofern bleibt 2021 in Anlehnung an Dell (2013) für Deutschland zu konstatieren: *Wohnen* ist fatalerweise zuerst ein Geschäft. Es ist zu wenig Teil der Daseinsfürsorge. Es ist überwiegend kein Common, kein Gut der Allgemeinheit. Aber es ist Lifestyle, zunehmend Luxusgut. Es ist kaum Schutzraum, aber es ist Schauraum. Mit dem Wohnen muss viel mehr los sein: Wohnen muss Teil der Daseinsfürsorge sein, es muss Schutzraum sein, es muss klimagerecht transformiert werden und gemeinschaftsstiftend wirksam sein.

Quellen

- Barnes, Susan (2006): A privacy paradox: Social networking in the United States. <https://doi.org/10.5210/fm.v11i9.1394>: 20.07.2021.
- BBSR – Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (2014) (Hg.): Neues Wohnen –Gemeinschaftliche Wohnformen bei Genossenschaften. www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/Veroeffentlichungen/Sonderveroeffentlichungen/2014/DL_NeuesWohnen.pdf?__blob=publicationFile&v=2: 21.07.2021.
- Beck, Sylvia; Reutlinger, Christian (2019): Die Wiederkehr der Wohnungsfrage. Historische Bezüge und aktuelle Herausforderungen für die Soziale Arbeit. Zürich: Seismo.
- Beck, Ulrich (1983): Jenseits von Klasse und Stand? Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten, in: Kreckel, Reinhart (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt, Sonderband 2, S. 35–74.
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Beck, Ulrich (1997): Ortspolygamie, in: Beck, Ulrich (Hg.): Was ist Globalisierung? Irrtümer des Globalismus – Antworten auf Globalisierung, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, S. 127–135.
- Bendel, Oliver (2020): Stichwort »New Work«, in: Gablers Wirtschaftslexikon. <https://wirtschaftslexikon.gabler.de/definition/new-work-122470/version-377728>: 20.07.2021.
- BewG – Bewertungsgesetz: Paragraph 181 Grundstücksarten, Absatz 9, in: Landesrecht BW Bürger-service. <http://www.landesrecht-bw.de/jportal/?quelle=jlink&docid=BJNR010350934BJNE024400140&psml=bsbwueprod.psml&max=true>: 21.07.2021.
- BMG – Bundesmeldegesetz: Paragraph 20 Begriff der Wohnung, Absatz 1, in: Bundesamt für Justiz. https://www.gesetze-im-internet.de/bmg/_20.html: 21.07.2021.
- BMI – Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat (Hg.) (2017): Jedes Alter zählt: Für mehr Wohlstand und Lebensqualität aller Generationen. www.bmi.bund.de/SharedDocs/pressemitteilungen/DE/2017/02/demografiebilanz.html: 20.07.2021.
- Bowlby, Sophie; Gregory, Susan; McKie, Linda (1997): »Doing home«: Patriarchy, caring, and space, in: Women's Studies International Forum, 20, 3, pp. 343–350.

- bpb – Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.) (2019): Die soziale Situation in Deutschland. Zahlen und Fakten. <https://www.bpb.de/nachschlagen/zahlen-und-fakten/soziale-situation-in-deutschland/61541/altersstruktur>: 23.09.2021.
- Brickell, Katherine (2012). »Mapping« and »doing« critical geographies of home, in: *Progress in Human Geography*, 36, 2, pp. 225–244.
- Brunner, Otto (1956): Das »ganze Haus« und die alteuropäische Ökonomik, in: Brunner, Otto (Hg.): *Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte*. Göttingen und Zürich, S. 33–61.
- Crone, Benedikt; Schlüter, Sebastian (2015): Planen – Leben – Wohnen, in: *Stadtaspekte e.V. und Bundesstiftung Baukultur (Hg.): Neue Räume: Baukultur in Deutschlands Städten (Reihe »Stadtaspekte – Das Magazin für die Stadt«, Band 4)*, S. 12–13.
- Dell, Christopher (2013): *Ware: Wohnen! Politik, Ökonomie, Städtebau*. Berlin: JOVIS Verlag.
- Deschermeier, Philipp (2017): Bevölkerungsentwicklung in den deutschen Bundesländern bis 2035. https://www.econstor.eu/bitstream/10419/175022/1/IW-Trends_2017-03-04.pdf, S. 63–80: 20.07.2021.
- Destatis 2020 – Statistisches Bundesamt (Hg.): Entwicklung der Privathaushalte bis 2040. Ergebnisse der Haushaltsvorausberechnung 2020. <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Haushalte-Familien/Publikationen/Downloads-Haushalte/entwicklung-privathaushalte-5124001209004.html>: 09.11.2021.
- Dimbath, Oliver (2016): *Soziologische Zeitdiagnostik: Generation, Gesellschaft, Prozess*. Paderborn: Wilhelm Fink, S. 137–138.
- Dörhöfer, Kerstin; Terlinden, Ulla (Hg.) (1987): *Verbaute Räume. Auswirkungen von Architektur und Stadtplanung auf das Leben von Frauen*. 2. Auflage. Köln: Pahl-Rugenstein.
- Fachkommission Integrationsfähigkeit – Fachkommission der Bundesregierung zu den Rahmenbedingungen der Integrationsfähigkeit (Hg.) (2020): Gemeinsam die Einwanderungsgesellschaft gestalten. Bericht der Fachkommission der Bundesregierung zu den Rahmenbedingungen der Integrationsfähigkeit. <https://www.bmi.bund.de/SharedDocs/downloads/DE/veroeffentlichungen/themen/heimat-integration/integration/bericht-fk-integrationsfaehigkeit.html>: 09.11.2021.
- Frank, Susanne (2004): *Feministische Stadtkritik! – Theoretische Konzepte, empirische Grundlagen, praktische Forderungen*, in: Häußermann, Hartmut; Siebel, Walter (Hg.): *Stadtsoziologie. Eine Einführung*. Frankfurt: Campus Verlag, S. 196–213.
- Gans, Paul (2011): *Bevölkerung: Entwicklung und Demographie unserer Gesellschaft*. Darmstadt: Primus Verlag.
- Gleichmann, Peter Reinhart (1976): Wandel der Wohnverhältnisse, Verhäuslichung der Vitalfunktionen, Verstädterung und siedlungsräumliche Gestaltungsmacht, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 5, 4, S. 319–329.
- Grimm, Jacob; Grimm, Wilhelm (1971): Stichwort Wohnen, in: *Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm*. Digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities, Version 01/21. www.woerterbuchnetz.de/DWB: 20.07.2021.
- Grimm, Petra (2016): Smarte schöne neue Welt? – Das Internet der Dinge. www.bpb.de/gesellschaft-medien-und-sport/medienpolitik/236524/internet-der-dinge: 20.07.2021.
- Hannemann, Christine (2014): *Wohnen*, in: Bott, Helmut; Jessen, Johann; Pesch, Franz (Hg.): *Lehrbausteine Städtebau. Basiswissen für Entwurf und Planung*. Universität Stuttgart, Städtebau-Institut: Eigenverlag, S. 87–96.
- Hannemann, Christine (2020): *Wohnen – Integration – Zusammenhalt*, in: Hannemann, Christine; Hauser, Karin (Hg.): *Zusammenhalt braucht Räume. Wohnen integriert*. Berlin: JOVIS Verlag, S. 6–17.
- Hannemann, Christine; Hauser, Karin (2020) (Hg.): *Zusammenhalt braucht Räume. Wohnen integriert*. Berlin: JOVIS Verlag.

- Hillmann, Karl-Heinz (2007): Wandel, in: Hillmann, Karl-Heinz (Hg.): Wörterbuch der Soziologie. 5. Auflage. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag, S. 953–954.
- Häußermann, Hartmut; Siebel, Walter (2000): Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens. 2. Auflage. Weinheim, München: Juventa Verlag.
- Heidegger, Martin (1952): Bauen Wohnen Denken, in: Bartning, Otto (Hg.): Darmstädter Gespräch. Mensch und Raum. Darmstadt: Neue Darmstädter Verlagsanstalt, S. 72–84.
- Hesse, Markus; Scheiner, Joachim (2007): Räumliche Mobilität im Kontext des sozialen Wandels: eine Typologie multilokalen Wohnens, in: Geographische Zeitschrift, 95, 3, S. 138–154.
- Hilti, Nicola (2013): Lebenswelten multilokal Wohnender. Eine Betrachtung des Spannungsfeldes von Bewegung und Verankerung. Wiesbaden: VS Verlag.
- Huchler, Norbert; Voß, Günther; Weihrich, Margit (2007): Soziale Mechanismen im Betrieb. Empirische und theoretische Analysen zur Entgrenzung und Subjektivierung von Arbeit. München, Mering: Rainer Hampp Verlag.
- Jäckel, Michael (2019): Jenseits der Worthülsen, in: Forschung & Lehre, 26, 12, S. 1080–1082.
- Jansolanellas (2013): Porsche 997 Turbo Mkl. <https://www.autogespot.de/porsche-997-turbo-mki/2013/03/28/>: 16.06.2022.
- Krämer, Stefan (2008): Demografischer Wandel – neue Wohnformen im Alter?, in: Sozialwissenschaften und Berufspraxis (SuB), 31, 2, S. 343–344.
- Leicht-Eckert, Elisabeth (2010): Haustechnik und Haushaltstechnik, in: Fachausschuss Haushalt und Wohnen der Deutschen Gesellschaft für Hauswirtschaft e.V. (Hg.): Wohnen. Facetten des Alltags. Hohengehren: Schneider Verlag, S. 44–46.
- Lessenich, Stephan (2016): Neben uns die Sintflut: die Externalisierungsgesellschaft und ihr Preis. Berlin: Hanser Verlag.
- Lischek, Beate (1981): Weiblicher Wohnalltag, in: Breckner, Ingrid; Schäuber, Antje (Hg.): Soziologie des Wohnens. München: Sozialforschungsinstitut München e.V., S. 166–189.
- Luhmann, Maike; Hawley, Louise C. (2016): Age differences in loneliness from late adolescence to oldest old age, in: Developmental Psychology, 52, 6. <https://doi.org/10.1037/dev0000117>; 5.6.2020, pp. 943–959.
- Matzig, Gerhard (2021): Vier Wände und ein Todesfall. Der »Berliner Mietendeckel« wurde vom Bundesverfassungsgericht kassiert. Was ist zu tun?, in: Süddeutsche Zeitung, Nr. 87, 16. April 2021, S. 11.
- Meyer, Sibylle; Schulze, Eva (1992): Moderne Technik im Haushalt. Alltagstechnologien aus historischer Sicht, in: Andrietzky, Michael A. (Hg.): Oikos. Von der Feuerstelle zur Mikrowelle. Haushalt und Wohnen im Wandel. Gießen: Anabas, S. 120–123.
- Reckwitz, Andreas (2017): Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne. Berlin: Suhrkamp Verlag.
- Reinprecht, Christoph (2019): Wohnen und die Fragmentierung des Sozialen: Gentrifizierung als Symptom gesellschaftlicher Transformation, in: Kadi, Justin; Verlič, Mara (Hg.): Gentrifizierung in Wien. Perspektiven aus Wissenschaft, Politik und Praxis. Wien: Kammer für Arbeiter und Angestellte, S. 25–34.
- Rettenbach, Helene (2011): Gemeinschaftliches Wohnen – eine Einführung. <https://www.schader-stiftung.de/themen/stadtentwicklung-und-wohnen/fokus/gemeinschaftliches-wohnen/artikel/gemeinschaftliches-wohnen-eine-einfuehrung/>: 20.07.2021.
- Schier, Michaela; Hilti, Nicola; Schad, Helmut; Tippel, Cornelia; Dittrich-Wesbuer, Andrea; Monz, Anna (2015): Residential Multi-Locality Studies – The Added Value for Research on Families and Second Homes, in: Tijdschrift voor Economische en Sociale Geografie, 106, 4, pp. 439–452.
- Schmidt-Lauber, Brigitta (2003): Gemütlichkeit. Eine kulturwissenschaftliche Annäherung. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

- Schmitt, Christina (2016): Mehrgenerationen-Wohnenprojekte in der Nutzungsphase. Eine Analyse von drei Projekten in Baden-Württemberg, Masterarbeit an der Universität Stuttgart, Fakultät Architektur und Stadtplanung, Fachgebiet Architektur- und Wohnsoziologie.
- Schönig, Barbara; Vollmer, Lisa (Hg.) (2020): Wohnungsfragen ohne Ende?! Ressourcen für eine soziale Wohnraumversorgung. Berlin: transcript.
- Selle, Gert (1993): Die eigenen vier Wände. Zur verborgenen Geschichte des Wohnens. Frankfurt und New York: Campus Verlag.
- Spiewak, Martin (2019): Gegen die Einsamkeit: Das unfreiwillige Alleinsein ist eine Epidemie, die sich in der Gesellschaft ausbreitet und viele Menschen krank macht. Endlich unternehmen Politiker, Ärzte und Nachbarn etwas dagegen, in: DIE ZEIT, Ausgabe 15, 2019, S. 31-32.
- Steven, Marion (2019): Industrie 4.0: Grundlagen – Teilbereiche – Perspektiven. Stuttgart: W. Kohlhammer.
- Strüver, Anke; Bauriedl, Sybille (2020): Smart Cities und sozial-räumliche Gerechtigkeit: Wohnen und Mobilität in Großstädten, in: Hannemann, Christine; Othengrafen, Frank; Pohlan, Jörg; Schmidt-Lauber, Brigitta (Hg.); Güntner, Simon (GastHg.): Jahrbuch StadtRegion 2019/2020. Schwerpunkt: Digitale Transformation. Wiesbaden: VS Springer, S. 91-109.
- Sturm, Gabriele; Meyer, Katrin (2009): Was können Melderegister deutscher Großstädte zur Analyse residenzieller Multilokalität beitragen?, in: Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (Hg.): Multilokales Wohnen. BBSR: Eigenverlag, S. 15-29.
- Terlinden, Ulla (1990): Gebrauchswirtschaft und Raumstruktur. Ein feministischer Ansatz in der soziologischen Stadtforschung. Stuttgart: Silberburg.
- Trepte, Sabine; Teutsch, Doris (2016): Privacy Paradox, in: Krämer, Nicole C.; Schwan, Stephan; Unz, Dagmar; Suckfüll Monika (Hg.): Medienpsychologie. Schlüsselbegriffe und Konzepte. Stuttgart: W. Kohlhammer, S. 372-377.
- UN-Sozialpakt Internationaler Pakt über wirtschaftliche, soziale und kulturelle Werte (1966): UN-Sozialpakt. <https://www.sozialpakt.info/>: 20.07.2021.
- Vogelpohl, Anne (2008): Stadt der Quartiere? Das Place-Konzept und die Idee der sozialen Dörfer, in: Schnur, Olaf (Hg.): Quartiersforschung. Zwischen Theorie und Praxis. Wiesbaden: VS Springer, S. 69-86.
- Warnke, Martin (1979): Zur Situation der Couchecke, in: Habermas, Jürgen (Hg.): Stichworte zur »Geistigen Situation der Zeit«. I. Band: Nation und Republik. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, S. 673-687.
- Wegner, Jochen; Amend, Christoph (2020): Richard Socher, was denken Maschinen?, Podcast: Alles gesagt? Interviewpodcast. <https://www.zeit.de/digital/2020-11/richard-socher-kuenstliche-intelligenz-interviewpodcast-alles-gesagt>: 15.07.2021. www.zeit.de/digital/2020-11/richard-socher-kuenstliche-intelligenz-interviewpodcast-alles-gesagt: 09.11.2021.
- Weichhart, Peter (2009): Multilokalität – Konzepte, Theoriebezüge und Forschungsfragen, in: Informationen zur Raumentwicklung, 1, 2, S. 1-14.
- Wortbedeutung (2021): Wohnform, Online-Wörterbuch Wortbedeutung.info. <https://www.wortbedeutung.info/Wohnform/>: 15.07.2021.